

Zeitschriftenartikel

Begutachtet

Koordinator*in:

PD Dr. Astrid Wonneberger

HAW Hamburg, Deutschland **Redaktion**J.Georg Brandt PD Dr. Astrid Wonneberger HAW Hamburg, Deutschland **Erhalten:** 30. November 2023**Akzeptiert:** 17. Januar 2024**Publiziert:** 24. April 2024**Datenverfügbarkeit:**

Alle relevanten Daten befinden sich innerhalb der Veröffentlichung.

Interessenskonfliktstatement:

Die Autorin erklärt, dass ihre Forschung ohne kommerzielle oder finanzielle Beziehungen durchgeführt wurde, die als potentielle Interessenskonflikte ausgelegt werden können.

Lizenz:

© Dr. Sabina Stelzig.

Dieses Werk steht unter der Lizenz Creative Commons Namensnennung 4.0 International (CC BY SA 4.0).

**Empfohlene Zitierung:**

Stelzig, Sabina (2024) Der Traum vom „afrikanischen Dorf“. Familienleitbilder von Fachkräften beratender Einrichtungen im Nahraum einer Großwohnsiedlung. *STANDPUNKT : SOZIAL* 34 (1), 2024, Postmigrantisches Familienkulturen – Ausgewählte Forschungsergebnisse aus dem Projekt POMIKU, S. 1-25.

DOI: <https://doi.org/10.15460/spsoz.2024.34.1.169>

Förderung durch das Bundesministerium für Bildung und Forschung.



Der Traum vom „afrikanischen Dorf“ Familienleitbilder von Fachkräften beratender Einrichtungen im Nahraum einer Großwohnsiedlung

Sabina Stelzig^{1*} 

1 Dr. Sabina Stelzig, Wissenschaftliche Mitarbeiterin,
HAW Hamburg 

* Korrespondenz: redaktion-standpunktsozial@haw-hamburg.de

Zusammenfassung

Vorstellungen von Familie, ihren Funktionen, ihren familialen Möglichkeiten und Bedarfen dürften als grundlegend für die Ausgestaltung von familienbezogener Beratung gelten. Dabei bleibt jedoch häufig unklar, welche Vorstellungen von einer „guten“ Familie und von gelingenden Familienbeziehungen vorliegen. Ausgangsthese der durchgeführten Untersuchung ist, dass normative Vorstellungen von Familie in der Beratung für Eltern und Familien wirksam werden. Zur Untersuchung wurde ein empirisch-deskriptiver Zugang mit zehn Fachkräften im Nahraum der Großwohnsiedlung Lenzsiedlung gewählt, die eine Umgebung mit einem vielseitigen Spektrum zahlreicher pädagogischer Angebote und Beratungseinrichtungen aufweist. Diskutiert wird u. a. die Rolle der mutmaßlich aus „Afrika“ stammenden Redewendung der Notwendigkeit vom „ganzen Dorf“ bezüglich des Aufziehens von Kindern, die ergänzend und teilweise im Widerstreit zum Ideal der bürgerlichen Kleinfamilie eine große Rolle in den Vorstellungen der Fachkräfte über eine „gute Familie“ spielt.

Schlagwörter: Familienleitbilder, Familienberatung

Der Traum vom „afrikanischen Dorf“

Familienleitbilder von Fachkräften beratender Einrichtungen im Nahraum einer Großwohnsiedlung

Sabina Stelzig



Einleitung

Vorstellungen von Familie, ihren Funktionen, ihren Leistungen und Fehlleistungen, familialen Möglichkeiten und Bedarfen dürften als grundlegend für die Ausgestaltung von familienbezogener Beratung gelten. In den verschiedenen Bereichen unterschiedlicher Beratungssettings, wie beispielsweise pädagogischen Angebote und Dienste im Bereich Familienberatung, im Rahmen des Allgemeinen Sozialen Dienstes (ASD), von Erziehungsberatung, der Arbeit an Eltern-Kind-Zentren und anderer Einrichtungen, bleibt jedoch häufig unklar, welche normativen Vorstellungen von einer „guten“ Familie und von gelingenden Familienbeziehungen als Zielvorstellungen vorliegen.

Wie Fachkräfte in beratenden Einrichtungen Familien wahrnehmen und wie sie ihre eigenen biografischen Erfahrungen mit Familie reflektieren, ist lange Zeit kaum systematisch untersucht worden (vgl. Bauer et al. 2015: 25 für pädagogische Fachkräfte). Angesprochen ist mit dieser Feststellung auch die Fähigkeit von Fachkräften, insbesondere von Sozialpädagog*innen, „die eigene Entwicklung in ihren prägenden Spuren nicht zu verlieren oder zu verleugnen, sondern sie in das berufliche Handeln zu integrieren“ (Geißler und Hege 2007: 199). Für den Aufbau dieser auch als reflexiv bezeichneten Kompetenz ist eine Auseinandersetzung mit der eigenen Lebensgeschichte, mit der Berufsmotivation und den beruflichen Erfahrungen, aber auch mit bewussten und möglicherweise unbewussten leitenden Vorstellungen vom menschlichen Zusammenleben z. B. als bzw. in einer Familie erforderlich. Mit Bezug auf die Soziale Arbeit hat sich die Beschäftigung mit Familienbildern in den letzten Jahren verstärkt: Besonders hingewiesen sei hier auf den Sammelband von Bauer und Wiezorek (2017) sowie ein Sonderheft der neuen praxis (Fegter et al. 2015).

Ausgangsthese der durchgeführten Untersuchung ist, dass normative Vorstellungen von Familie auf der Grundlage von biografischen Erfahrungen mit der eigenen Herkunftsfamilie und gesellschaftlichen Leitbildern in der Beratung für Familien, Kinder und Jugendliche wirksam werden. Um zu zeigen, dass solche Vorstellungen von Familie im Sinne von Familienleitbildern eine wichtige Rolle in der professionellen Beurteilung und Einschätzung von Problemlagen in ganz unterschiedlichen pädagogischen Feldern spielen können, wurden in den letzten beiden Jahrzehnten verschiedene empirische Zugänge erarbeitet, auf die hier nicht im Einzelnen eingegangen werden

kann (im Überblick: Bauer et al. 2015). Für den vorliegenden Beitrag wurde ein empirisch-deskriptiver Zugang zur Erfassung von Familienleitbildern verfolgt mit der Annahme, dass es sich dabei um Vorgaben von Handlungsmustern handelt, wie ein erstrebenswertes Familienleben konkret erreicht werden kann (vgl. Schneider und Diabaté 2020: 1). Dabei ist der hier benutzte Begriff der Familienleitbilder nicht zu verstehen als ein unerreichbares Ideal, sondern als tatsächlich angestrebte Vorstellungen von einem „guten“ Familienleben. Hintergrund dieses Forschungsinteresses an den Familienleitbildern beratender Fachkräfte ist ein Konzept von Beratung, dass Eltern, Kinder und Jugendliche unterschiedlich und möglichst zielgruppengenau adressiert werden sollen.

Der Frage, auf Basis welcher persönlichen wie beruflichen biografischen Erfahrungen Fachkräfte im Zusammenhang mit Familie Beratung durchführen, wurde in einer Teiluntersuchung des Projekts POMIKU – Postmigrantische Familienkulturen nachgegangen, das im Folgenden kurz vorgestellt wird: Übergeordnetes Ziel der Erforschung von postmigrantischen Familienkulturen (BMBF-gefördert; Laufzeit September 2018 bis September 2022) war es u. a. herauszufinden, wie sich kulturell unterschiedliche Formen der Familienführung auf die soziale Kohäsion und das Zusammenleben im Quartier Lenzsiedlung auswirken, welche Normen und Wertvorstellungen in Bezug auf Familie, Alltagsleben, Rituale, Familienklima und Gesundheit bei den Bewohner*innen vorliegen. Familienkulturen stellen dabei ein Bereich des alltäglichen Lebens dar, der in der Gemeinwesenarbeit und Sozialberatung vor Ort großen Raum einnimmt. Die Bewohnerschaft des Quartiers Lenzsiedlung in Hamburg-Eimsbüttel zeichnet sich aus durch eine große kulturelle Vielfalt aus über 65 Herkunftsländern (Statistikamt Nord 2020) und ist durch einen überdurchschnittlich hohen Anteil an Familien geprägt. Die Quote an Haushalten mit minderjährigen Kindern liegt bei 28 Prozent, im Vergleich zu 18 Prozent in gesamt Hamburg. Ein Drittel dieser Familienhaushalte sind Haushalte mit Alleinerziehenden, etwa dreimal so viele wie im gesamten Hamburger Stadtgebiet. Einen Migrationshintergrund weisen mit knapp über 70 Prozent der Bewohnerschaft doppelt so viele Personen im Vergleich zur Stadt Hamburg auf. Von den unter 18-jährigen haben rund 84 Prozent einen Migrationshintergrund.

Die Ergebnisse des Gesamtprojekts sollen nicht nur Einblicke in die alltägliche familiäre Lebensführung der Menschen geben, sondern auch für Beratungskonzepte nutzbar gemacht werden. Zur Untersuchung der Fragestellungen im Projekt POMIKU wird eine postmigrantische Perspektive eingenommen. Zugänge wie der postmigrantische Ansatz in der Migrationsforschung verstehen Zuwanderung als eine gesamtgesellschaftliche Leistung, ohne allerdings die mit Migrationsprozessen teilweise verbundenen Schwierigkeiten verharmlosen zu wollen. Die Perspektive auf eine postmigrantische Gesellschaft beinhaltet, die bestehende Gesellschaft als eine „Migrationsgesellschaft“ zu betrachten, da Deutschland inzwischen in einem entscheidenden Maße durch Migration mitgestaltet wird (Brodén und Mecheril 2007: 7). Eine solche Gesellschaft ist durch

Zu- und Abwanderung geprägt, wie Foroutan und Team es formulieren (Foroutan et al. 2014: 10). Besonders deutlich wird dies an den Großstädten: Im Durchschnitt des Hamburger Stadtgebiets beispielsweise hat inzwischen rund die Hälfte aller Kinder und Jugendlichen einen Migrationshintergrund. In diesem Postulat verankert ist auch der Blick auf die politische und öffentliche Wahrnehmung, dass Migration kein vorübergehender Zustand ist, sondern „mittel- und langfristig eine strukturelle, soziale, kulturelle und emotionale Transformation von Wirtschaft, Politik und Gesellschaft zur Folge hat“ (ebd.).

Untersucht wurden die Familienleitbilder von zehn Fachkräften im Nahraum der Lenzsiedlung. Um die Großwohnsiedlung Lenzsiedlung mit rund 2.800 Menschen (Stand 2020) als eines der am dichtesten besiedelten Quartiere in Hamburg gibt es neben dem direkt in der Siedlung gelegenen Bürgerhaus mit seinem vielseitigen Spektrum zahlreiche pädagogische Angebote und Beratungseinrichtungen. Die eng beieinander stehenden Hochhäuser sind umgeben von Grünflächen und mehreren Spielplätzen mit Sitzgelegenheiten, einer Skaterbahn, einem Fußball- und einem Basketballplatz und befinden sich in unmittelbarer Nähe zum Sportverein Grün-Weiß-Eimsbüttel. Aufgrund der großen Heterogenität der Bewohnerschaft (Wonneberger et al. 2021; unveröffentlichte Daten des Statistikamts Nord 2020; Fachamt Jugend- und Familienhilfe Eimsbüttel 2012) hat die Frage nach leitenden Familienbildern bei Fachkräften im Nahraum eine besondere Implikation. Mit ihren Vorstellungen z.B. von Rollen- und Aufgabenverteilungen in Familien nehmen Fachkräfte beratender Einrichtungen indirekt auch Einfluss auf die (Qualität der) Kooperation von Familien mit den Institutionen außerhalb der Siedlung, beispielsweise indem sie nicht nur auf die Ausgestaltung von Nachbarschaft, sondern auch auf die Beziehungen zu Kita, Schule aber auch möglichen Arbeitgebern einwirken. Die leitende Untersuchungsfrage lautet, wie sich Vorstellungen von „guter“ und „richtiger“ Familie bzw. von „gutem“ und „richtigem“ Familienleben bei beratenden Fachkräften äußern, inwiefern diese reflektiert werden und wie sich Familienleitbilder möglicherweise auf das Beratungssetting auswirken.

Der Untersuchung liegen folgende Annahmen zugrunde: Die prinzipiell in Familienleitbildern enthaltenen normativen Vorstellungen von familialem Handeln und Rollen können Konflikte und Irritationen zwischen Fachkräften und Familien bewirken. Zugleich beeinflussen konkrete Erfahrungen, die Mitarbeiter*innen z. B. im Jugendamt mit Familien und „deren jeweiliger Herkunftsgeschichte“ (mit und ohne Migrationserfahrungen) machen, ihre Vorstellung von „der jeweiligen Herkunftskultur“ (dabei sind auch mehrere denkbar) und damit auch ihr professionelles Handeln. Wie lassen sich die Familienleitbilder von Professionellen in psycho-sozialen Beratungssettings beschreiben, die ihr fallspezifisches Wissen und ihre Erfahrungen mit ihren Handlungsorientierungen verbinden in Bezug auf eine „gute Familie“? Wer gehört zur Familie und welchen Funktionen sollte eine „gute Familie“ nachkommen? Wie lassen sich solche zentralen Familienleitbilder von pädagogischen Fachkräften in der Beratung hinsichtlich ausgewählter Aspekte charakterisieren?

Inwieweit übernehmen familienbezogene Vorstellungen auch eine handlungsleitende Funktion in der Beratung? Mit diesen Fragen sollen auch die Komplexität und die Wirksamkeit biographischer Erfahrungen und gesellschaftlicher Argumentationsfiguren hinsichtlich der professionellen Handlungsorientierung in Bezug auf die Arbeit mit Familien herausgearbeitet werden.

Bevor auf die Ergebnisse der eigenen Forschung eingegangen werden kann, wird zunächst der Begriff der Familienleitbilder geschärft und das Studiendesign vorgestellt. Zentral für die Einordnung der sodann vorgestellten Erkenntnisse ist zuvor eine knappe Auseinandersetzung mit dem Postulat der postmigrantischen Gesellschaft und dem Ideal der bürgerlichen Kleinfamilie. Auf die Prozesshaftigkeit und den Grenzen der Reflektionsmöglichkeiten von Familienleitbildern wird im weiteren Verlauf der Ergebnisdarstellung hingewiesen. Neben der Präsentation der wichtigsten Erkenntnisse aus den Interviews werden im Fazit Überlegungen angestellt, wie die für Fachkräfte als bedeutsam identifizierten Familienleitbilder in einem konkreten Unterstützungssetting möglicherweise umgesetzt werden können.

Untersuchung von Familienleitbildern bei Fachkräften

Der Begriff der Familienleitbilder ist schillernd und wird nicht einheitlich verwendet (Stelzig und Weidtmann 2023), nichtsdestotrotz bietet er eine wichtige Heuristik, um u. a. pädagogisches Handeln zu verstehen. Ihren Ursprung haben individuelle Familienleitbilder vor allem in der Herkunftsfamilie und im unmittelbaren sozialen Umfeld – Einstellungen und Verhalten werden dort als „selbstverständlich“ erlernt. Wertende Vorstellungen entspringen jedoch nicht nur der eigenen persönlichen Erfahrung und der eigenen Sozialisation, sondern auch der Vermittlung in Ausbildung bzw. Studium, dem (pädagogisch gebildeten) Umfeld sowie der Fachliteratur bzw. (Erziehungs-)Ratgebern. Darüber hinaus bilden sich handlungsleitende Familienbilder aus erfahrungsbezogener Wirklichkeitsbeschreibung von Familien, quasi als Abbilder einer erlebten Wirklichkeit als Ausdruck eigener Erfahrungen mit Familien (Cyprian 2003: 13). In der Bevölkerung und dort häufig jeweils innerhalb bestimmter sozialer Gruppen, zu denen auch Berufsgruppen wie pädagogische Fachkräfte gezählt werden können, werden zahlreiche Familienleitbilder von vielen Menschen geteilt und stellen zentrale Orientierungen im Alltag bzw. in der Berufspraxis dar. Vorstellungen von „guter Elternschaft“ und „guter Kindheit“ werden von Fachkräften bewusst und unbewusst im Beratungssetting vermittelt. Insbesondere als Referenzrahmen für familienbezogene Diagnosen sowie als Begründung von Interventionen kommt (leitenden) Familienbildern eine hohe Relevanz für professionelles Handeln in pädagogischen Feldern zu (Bauer und Wiezorek 2017: 9). Sie bilden einen wesentlichen Bestandteil des professionellen Wissens und Handelns, „indem sie Kategorisierungs- und Beurteilungsprozesse anleiten und damit den Bearbeitungsgegenstand konturieren“ (Bauer et al. 2015: 170).

Für die vorliegende Untersuchung wird der Begriff der Familienleitbilder verwendet für „Konstrukte, die das Familienleben, die Geschlechterverhältnisse und die Entwicklung von Familien beeinflussen, indem sie Handlungsmuster vorgeben, die als erstrebenswert, erwünscht und erreichbar gelten“ (vgl. Schneider und Diabaté 2020: 1). Leitbilder sind demnach „ein Bündel aus kollektiv geteilten bildhaften Vorstellungen des ‚Normalen‘, das heißt von etwas Erstrebenswertem, sozial Erwünschtem und/ oder mutmaßlich weit Verbreitetem, also Selbstverständlichem“ (ebd.). Wie das Leitbild für eine „moderne Elternschaft“ verdeutlicht, bestehen häufig unterschiedliche, teils sogar widersprüchliche Leitbilder nebeneinander. So sollen beispielsweise Mütter und Väter einerseits ihre Kinder in jeder Hinsicht vollumfänglich umsorgen und andererseits gleichzeitig in Vollzeit beruflich erfolgreich sein (Stelzig und Weidtmann 2023).

Während Familienleitbilder auf eine gesellschaftlich breit akzeptierte Idealvorstellung von Familie zielen, umfassen individuelle *Familienbilder* nach Cyprian auch erfahrungsbezogene Wirklichkeitsbeschreibungen von Familien, und zwar als „Repräsentationen oder Abbilder eines ‚individuelle[n] oder familienspezifische[n] Gedächtnisses der erlebten Wirklichkeit“ (Cyprian 2003: 13, kursiv im Original). Sie sind damit, wie später auch in den in dieser Untersuchung geführten Interviews deutlich werden wird, auch „Ausdruck eigener Erfahrungen mit Familie und insofern immer auch emotional besetzt bzw. aufgeladen“ (ebd.). Damit kommt *Familienbildern* allgemein auch eine identitätsstiftende Funktion zu, mit der sich der/ die Einzelne in einem familialen Generationenzusammenhang verorten kann. Durch ihre Bindung an erfahrungsvermittelte familienbezogene Praktiken entfalten solche *Familienbilder* eine starke Wirkung in Bezug auf die Reproduktion kultureller und sozialer Orientierungen sowohl innerhalb der Familie als auch über den familialen Zusammenhang hinaus (Bauer und Wiezorek 2017: 8; auch Euteneuer und Uhlendorff 2014), beispielsweise im Rahmen einer beruflichen Tätigkeit als pädagogische Fachkraft in der Arbeit mit Familien.

Durch die vielfach wiederholte Thematisierung bestimmter Leitbilder über Familie, unter anderem in Gesprächen unter pädagogischen Fachleuten, aber auch in der Fach- und Ratgeberliteratur, können Familienleitbilder eine eigenständige Realität gewinnen. Dabei beeinflussen individuelle und gesellschaftliche Leitbilder sich gegenseitig. Zum einen geht es hier also um die allgemeinen, in der Gesellschaft verfestigten Familienleitbilder, die pädagogische Expert*innen haben, so wie jeder andere Mensch auch, zum anderen betrifft die Betrachtung auch die Leitbilder „zweiter Ordnung“, also solche Familienleitbilder, die durch die Fachleute selbst bereits reflektiert und beobachtet wurden (vgl. Wahl 1997). Je nach Situation dürften sich beide Ebenen eines Ideals oder einer Wertung mischen.

Studiendesign

Methodisch nutzte die Teiluntersuchung „Familienleitbilder bei Fachkräften“ leitfadengestützte Interviews, die den Gesprächen eine Vorstrukturierung gaben. Dabei orientierte sich die Herangehensweise an der Prämisse „So offen wie möglich, so strukturiert wie nötig“ (Helfferich 2014: 560). Auf diese Weise soll eine Annäherung gelingen an den generellen Anspruch qualitativer Forschung, Prozesse zu rekonstruieren, die durch die soziale Wirklichkeit in ihrer sinnhaften Strukturierung hergestellt werden (Lamnek und Krell 2016: 44). Dementsprechend lagen der Erstellung des Leitfadenfragebogens Annahmen zugrunde, die aus der Beforschung von Familienleitbildern der Bewohner*innen des Quartiers abgeleitet wurden (Stelzig und Weidtmann 2023).

Der erstellte Leitfaden für die qualitativen Interviews stellte vor diesem Hintergrund die Möglichkeit dar, unterschiedliche Aspekte zusammenzufassen und in die jeweiligen Interviews einfließen zu lassen und zu thematisieren. Dabei kann der Gesprächsverlauf situationsbezogen angepasst werden und einzelne Aspekte ggf. weiter explorativ erkundet werden (Kleining 1995: 19). Das hierzu entwickelte Erhebungsinstrument bietet die Möglichkeit, in jeder Gesprächssituation spontan auf genannte Aspekte reagieren zu können und entsprechende Schwerpunktsetzungen zuzulassen. Für die eingangs dargestellte These bedeutet dies, dass für den vorliegenden Beitrag gesprächsstrukturierende Elemente zu individuellen und gesellschaftlichen Leitbildern von Familie von zentraler Bedeutung sind. Grobe Kategorien zur Vorstrukturierung des Leitfadens waren so erstens: „Zugehörigkeit und Grenzen zu und von Familie“ (u.a. was ist Familie, wer gehört zu Familie?), zweitens „Funktionen von Familie“ (u.a. was sollen Familien leisten, was sind Funktionen von Familie?) und drittens „innerfamiliäre Rollen“ (u.a. welche Rollen werden zu diesem Zweck von welchen Familienmitgliedern wie ausgefüllt, wer hat welche Aufgabe?). Weiterhin wird dem Verfahren der inhaltlich-strukturierenden qualitativen Inhaltsanalyse gefolgt, bei der Schwerpunkte und Kategorien vor allem durch das erhobene Material selbst entwickelt werden (Flick 2014).

Bei der Analyse von Aussagen zu wertegeleiteten Themen wie Familienleitbildern darf eine methodische Reflexion über verzerrende Effekte durch soziale Erwünschtheit nicht übersehen werden (vgl. Sudman, Bradburn und Schwarz 1995). Auch wenn die Berücksichtigung möglicherweise verfälschter Antworten in nichtstandardisierten Verfahren generell eher ein Randthema sind, ist davon auszugehen, dass auch in qualitativen Befragungen, insbesondere bei hochsensiblen Themenbereich wie der persönlichen Vorstellungen von Familie, erwartungsgeleitete Editierungen im Antwortverhalten vorliegen können (John 2009). Ohne an dieser Stelle vertieft auf diese methodische Problematik eingehen zu können, sollte sie bei der Ergebnisinterpretation stets mitgedacht werden.

Die zehn zum Thema Familienleitbilder interviewten pädagogischen Fachkräfte von Einrichtungen im Umfeld der Lenzsiedlung wurden durch das Kriterium ihrer beratenden Tätigkeit in einer psycho-sozialen Einrichtung im sozialen Nahraum der Siedlung willkürlich ausgewählt. Die auf-

gezeichneten, im Anschluss transkribierten und für die Darstellung pseudonymisierten Gespräche hatten eine Dauer von 50 bis 80 Minuten. Geführt wurden die Interviews zwischen März und November 2021 (mit einer Ausnahme vom Frühjahr 2019) mit acht Frauen und zwei Männern im Alter zwischen 30 und 61 Jahren. Es handelt sich dabei um sieben Sozialpädagog*innen (Bachelor und/oder Master), zwei Diplom-Psycholog*innen und eine Pädagogin/Sportwissenschaftlerin. Eine Person ist zudem Studienrätin. Die Fachkräfte sind in folgenden Einrichtungen tätig: Mutter-Vater-Kind-Einrichtung als stationäres Angebot nach §19 SGB VIII, Allgemeiner Sozialer Dienst (ASD) als Teil des Jugendamtes in Hamburg mit regionaler Zuständigkeit im Bezirk Eimsbüttel (darunter eine Person als Regionalleitung mit der Koordination bzw. Steuerung im Fachamt Jugend- und Familienhilfe ohne Fallzuständigkeit sowie drei Mitarbeiter*innen mit Fallzuständigkeit, davon eine in einem Frauenhaus), Regionales Bildungs- und Beratungszentrum (ReBBZ) Eimsbüttel, Erziehungsberatungsstelle für den Einzugsbereich des Quartiers sowie Eltern-Kind-Zentrum in der Nähe der Siedlung.

Allgegenwärtige Schablone: Die Kleinfamilie des deutschen Bürgertums

Wie die Ausgestaltung von Familienformen gesellschaftlich, aber auch individuell heute bewertet wird, macht der Rückblick auf die Entstehung und Etablierung der bürgerlichen Familie im 19. Jahrhundert verständlich. Abgrenzungen von Familienformen werden durchgängig fast ausschließlich vor dem Hintergrund dieses bürgerlichen Familienideals vorgenommen. Die kleinbürgerliche Familienform entspricht einer Norm, die bis heute handlungsleitende Bilder der Rollen von Eltern sowie Mutter- und Vaterschaft transportiert, wie bereits vielfach festgestellt wurde (vgl. z.B. Nave-Herz 2014; Wonneberger und Stelzig-Willutzki 2018: 499). Die Bedeutung der häuslichen Gemeinschaft als Produktionseinheit begann sich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts im Zuge der Industrialisierung und der Entwicklung des Bürgertums zu ändern: Im sogenannten Ganzen Haus lebten bis dahin Menschen unterschiedlicher Generationen und Bedienstete unter einem Dach als eine Einheit von Produktion und Konsum. Die mit der Industrialisierung verbundene Trennung von Arbeits- und Wohnraum begünstigte das Herausbilden der bürgerlichen Kleinfamilie. Familie wird seitdem als verwandtschaftlich orientierte Konsumeinheit angesehen, die durch Trennung von Produktion und Reproduktion, Erwerbsarbeit und Hausarbeit gekennzeichnet ist. Dazu kommt eine polarisierte Geschlechterrollenverteilung: Männern kommt die Erwerbsarbeit außerhalb des Hauses zu, während Frauen als für Haushalt und Kinder zuständig gesehen werden. Typischerweise stellt eine Familie seitdem eine monogame Kernfamilie dar, die lange Zeit eng an eine Ehe gekoppelt war, welche wiederum idealerweise auf einer Liebesheirat basiert. Familie wird damit zum Inbegriff des Privaten im Gegensatz zur öffentlichen Sphäre (Koppetsch 2013; Gestrich 2003).

Generell scheint ein tradiertes bürgerliches Familienleitbild in der Gesellschaft also nach wie vor sehr stabil, und die Orientierung daran grenzt sich gegenüber dem Einmischen durch den Staat bzw. seine Institutionen ab. Das Ideal zeichnet sich aus durch die Betonung der eigenen Erziehung und Bildung der Kinder sowie durch einen hohen Grad an Privatheit, Emotionalität und spezifische geschlechtliche Rollenvorstellungen (vgl. Lüscher 1997). Obwohl die Familie als „bester“ Ort des Aufwachsens gesellschaftlich zunehmend hinterfragt wird (Bauer et al. 2015: 27) und insbesondere staatliche Bildungseinrichtungen ausgebaut werden, erweist sich nicht nur das bürgerliche Ideal als stabil. Wie unter dem Schlagwort Re-Familialisierung (vgl. Oelkers und Richter 2009, 2010) verortet, wird Familien paradoxerweise auch zunehmend eine stärkere Verantwortung für Bereiche zugeschrieben, die ehemals stärker in staatlicher Hand lagen, was sich z. B. in der Erhöhung von insbesondere an die Eltern gerichteten Bildungserwartungen (BMFSFJ 2021: 324 ff.) zeigt.

Gleichzeitig sind der voranschreitende Strukturwandel und eine Abnahme eines am bürgerlichen Familienideal orientierten Familienlebens mit einer größeren Vielfalt an Lebensformen offensichtlich (Peuckert 2019: 133 ff.). Vor dem Hintergrund dieser auch zunehmend akzeptierten Diversifizierung von Familienformen (BMFSFJ 2021) sowie inzwischen auch vielfältigeren transnationalen familialen Alltagspraktiken in einer postmigrantischen Gesellschaft erhalten Familien einen größeren Gestaltungsspielraum, aber auch eine größere Gestaltungsnotwendigkeit parallel zum Ausbau der Einrichtungen öffentlicher Erziehung und Bildung, wie oben dargestellt. Zwischen den Vorstellungen von sich lange Zeit diametral gegenüberstehenden Sphären der „Kleinfamilie“ einerseits und der „staatlichen Einmischung“ andererseits lassen sich bei den Befragten vielfältige Vorstellungen von gelingender Familie fast durchgängig nur vor dem Muster des bürgerlichen Familienideals beobachten, wie die Ergebnisse der Untersuchung zeigen. Die Orientierung an dieser wirkmächtigen Schablone bis heute ist gut belegt (vgl. Nave-Herz 2014) und findet sich auch in zahlreichen Interviewpassagen der befragten Fachkräfte:

„Ja, ‚normale Familie‘ finde ich schwierig. Natürlich ist so die ad hoc-Antwort in meinem Kopf Mutter-Vater-Kinder, aber zu meinem Menschenbild gehört auch Mutter-Mutter-Kind und Vater-Vater-Kind und Mutter-Stiefvater-Patchwork alles dazu. [...] aber es entspricht, wenn ich ganz ehrlich zu mir bin, nicht meiner ersten Vorstellung von ‚normal‘.“ (Frau R.)

Leitbilder von Zugehörigkeiten und Funktionen von Familie

Die Ergebnisse der Befragung zeigen, dass die Bezeichnung „Familie“ von den befragten Fachkräften fast ausschließlich für das Zusammenleben Erwachsener mit minderjährigen Kindern verwendet wird. Diese Definition überrascht nicht vor dem beruflichen Hintergrund der befragten Personen: allen ist gemeinsam, dass sie einen professionellen Blick vor allem auf das Wohlergehen von Kindern haben (müssen) und Familie dadurch vor allem vor dem Kriterium der Generativi-

tät sehen. Ebenso einhellig scheint die Überzeugung aller Befragten, dass Familie weitaus mehr als die (blutsverwandte) Kleinfamilie ist. Interessant ist, dass, obwohl so gut wie alle Befragten selbst in einer bürgerlichen Kleinfamilie aufgewachsen sind, Familie über einen größeren Personenkreis definiert wird, der im Sinne familiärer Funktionen imstande ist, die notwendigen Ressourcen für ein Kind bereit zu stellen. Oder, anders formuliert, Familie wird hier vorrangig über ihre Funktion definiert, nicht über einen von vornherein festgelegten Personenkreis:

„Wenn ich von der fachlichen Seite aus denke: Wenn wir ein Genogramm schreiben und gucken, wer gehört alles dazu oder wer hat Ressourcen, die eventuell helfen könnten, dann gibt’s da schon ja auch oft noch Seitenzweige. Die wohnen dann nicht alle zusammen, aber die haben vielleicht trotzdem engen Kontakt.“ (Frau R.)

Die neutral gestellte Frage, was überhaupt eine Familie sei, wird allerdings kaum beantwortet ohne eine gleichzeitige Bezugnahme auf den wertenden Aspekt, was eine „gute“ Familie ausmache. Positive Assoziationen bzw. Ideale von Familie stehen im Vordergrund, obwohl erst im weiteren Verlauf des Gesprächs explizit nach einer „guten Familie“ gefragt wurde. Das bedeutet, eine Darstellung der Ergebnisse sortiert jeweils nach den Aspekten „Definition von Familie“ und „Funktion von Familie“ ist kaum möglich, da die Zugehörigkeit zu Familie zumeist über das positive Wirken auf die Mitglieder der Familie definiert wird. Neben Kriterien wie Generativität, Zusammenwohnen und verwandt Sein wird daher bei der Bitte um eine Beschreibung, wer zum Personenkreis von Familie gehört, von den meisten Befragten eine Gruppe von Personen benannt, die dem Kind in positiver Weise dauerhaft Schutz, Zuwendung und Aufmerksamkeit schenken:

„Mein erwachsener Blick, sag’ ich mal, das was ich im weiteren Leben mitgenommen habe, würde ich sagen, Familie [unverständlich] wo es für ein Kind Sicherheit gibt, wo’s ein Bett gibt, wo ein Kind was zu essen hat und mal in den Arm genommen wird. Und das sind für mich nicht zwingend die biologischen Eltern oder Vater und Mutter. Also wenn für ein Kind gut gesorgt wird und verlässliche Personen da sind, das ist meiner Definition (nach) Familie.“ (Frau J.)

Familie ist demnach dort, wo ein Kind sich, neben der Befriedigung seiner Grundbedürfnisse, angemessen und liebevoll versorgt fühlt, ein Ort, wo es Stabilität und Geborgenheit erfährt.

An den einleitenden Worten dieses Zitats („mein erwachsener Blick“) wird die Prozesshaftigkeit der Entwicklung von individuellen Familienleitbildern deutlich und vermittelt die persönliche Wandelbarkeit von Familienleitbildern, auf die am Ende des Artikels noch eingegangen wird. Im Mittelpunkt der Ausführungen zur Definition von „Familie“ der interviewten Fachkräfte stehen die menschlichen Bedürfnisse nach Nähe und Kontakt mit anderen, nach gegenseitigem Austausch sowie die Fähigkeit, das seelische Wohlergehen des Gegenübers wahrnehmen zu können. Für die meisten Befragten ist dann auch eine „gute Familie“ ein Ort der Berücksichtigung der Bedürfnisse

ihrer Mitglieder, an dem Kinder Halt und Zuwendung erfahren von Eltern, die auch auftretende Konflikte lösen. Dass dies den Idealfall darstellt, dass viele Eltern diesem Bild gar nicht nachkommen können, ist den Befragten durchaus bewusst.

Bei den Mitarbeiter*innen des Jugendamtes kommt für die Definition von Familie, neben dem Ressourcenaspekt durch die Fähigkeit, die bereits angesprochenen Funktionen von Familie bereitstellen zu können, noch ein Kriterium aus rechtlicher Perspektive ins Spiel: Mit Blick auf die Möglichkeit der Kindeswohlgefährdung wird betont, dass Personensorgeberechtigte diejenigen sind, die die Konsequenzen von Entscheidungen für das Kindeswohl zu tragen haben, wenn z.B. ein Kind in Obhut genommen wird. Das heißt, aus Sicht der interviewten ASD-Mitarbeiterin werden vor allem Eltern als die Familie gestaltend gedacht, nämlich als diejenigen Personen, die Sorge tragen müssen für das Wohlergehen des Kindes vor dem Gesetz. Wie bei den übrigen Interviewten werden aber auch hier weitere Personen im familialen Umfeld mitgedacht, die für Bedürfnisse des Kindes sorgen und einspringen können, sollten Eltern beispielsweise mit der Pflege und Erziehung eines Kindes überfordert sein.

Auch der Begriff „Familie“ an sich wurde ad hoc überwiegend positiv konnotiert. Auffällig ist, dass ebenfalls bei der Frage nach einer „guten“ Familie wiederum die Kinder und ihre Versorgung als Indikatoren im Mittelpunkt stehen. Eine „gute Familie“ ist demnach eine, in der es den Kindern gut geht. Alternativ zu dieser kindzentrierten Sicht wäre auch eine stärkere Fokussierung auf die Gemeinschaft generell, also die Versorgung und Unterstützung aller Mitglieder untereinander – auch der erwachsenen, denkbar. Eine solche Sicht einzunehmen könnte heißen, eine „gute Familie“ ist dort, wo es allen gut geht. Solche oder ähnliche stärker kollektivistisch konturierte Gedanken werden jedoch in keinem der Gespräche geäußert. Nur in einem Interview werden zum Thema „gute Familie“ auch Eltern thematisiert, die „eigene Interessen haben und die auch versuchen zu verfolgen und ein Stück weit ihre Rolle reflektieren können“ (Frau T.). Aus kindzentrierter Perspektive ist es konsequent, eine „gute Familie“ auch in nicht-familialen Formen des Zusammenlebens zu suchen. Es stellt jedoch eine Ausnahme dar, dass eine Fachkraft sich eine „gute Familie“ auch im Rahmen von stationärer Jugendhilfe vorstellen kann, soweit die Bedürfnisse des Kindes ausreichend Raum finden, dass sich der Staat also nicht nur in Familie „einmischt“, sondern sie durch eine eigene Institution ersetzt.

Das starke bzw. fast ausschließliche ausgerichtet Sein auf das Kindeswohl als der höchste Wert in der Beurteilung einer „guten Familie“ wird auch deutlich bei der Frage nach einer möglichen Verpflichtung zur Pflege der eigenen, gealterten Eltern. Eine solche Pflicht wird einstimmig abgelehnt und die Übernahme der Versorgung nur auf Basis von Freiwilligkeit befürwortet. Anders als in Regionen der Erde, wo eine Versorgung im Alter durch die Kinder nicht nur Normalität, sondern oftmals auch die einzige Überlebenschance für die ältere Generation darstellt, sollen den Kindern in den Augen der Interviewten alle Freiräume für eine freie Entfaltung und Entscheidung

zum eigenen Leben ohne familiäre Verpflichtungen gegenüber der älteren Generation geboten werden, und das auch im Erwachsenenalter.

Das Ideal vom „afrikanischen Dorf“ vor dem Hintergrund einer defizitären Kleinfamilie

Wie der Blick auf die Definition von Familie durch die interviewten Fachkräfte zeigt, hat die Kleinfamilie aus Vater, Mutter und Kind(ern) bei ihnen zumindest als ein bewusstes Ideal ausgedient, stattdessen werden familiäre Funktionen in den Mittelpunkt gerückt – einerseits. Andererseits werden auch Familienformen wie Alleinerziehende von mehreren Fachkräften als defizitär angesehen, weil befürchtet wird, dass diese als fundamental angesehenen Funktionen nicht adäquat nachkommen können:

„[...] dass ich einfach schon viel zu viele Menschen in Therapie oder Beratung hatte, für die genau das das Problem war. Dass ein Elternteil fehlte. Oder nicht zu wissen, aus wem man noch gemacht ist. Wer der andere Teil ist oder dieser Teil einfach zu wenig da war. Und ich einfach schon erlebt habe, was das in Menschen anrichten kann.“ (Frau O.)

Das „Fehlen eines Elternteils“ bezieht sich hier auf die Vater-Mutter-Kind-Konstellation, der quasi im selben Atemzug mit der Betonung der familialen Funktionen, losgelöst von einem von vornherein festen Personenkreis, der Vorrang abgesprochen wurde. Deutlich wird: Selbstverständlich sind diverse familiäre Lebensformen als Abweichung von der bürgerlichen Kleinfamilie für die Fachkräfte (noch) nicht, vor allem auf der Reflexionsebene scheinen sie jedoch legitim und möglich. Obwohl inzwischen jede fünfte Familie als alleinerziehend gelten kann (BMFSFJ 2021), bestehen Zweifel unter anderem an der „Natürlichkeit“ dieser Lebensform, oder Alleinerziehen erscheint als das „kleinere Übel“, wenn Familien in Not geraten:

„Einerseits dieses Gefühl, also es ist nur ein Gefühl, dass es [das Alleinerziehen, d. A.] widernatürlich ist. Es ist ‚ne künstlich geschaffene Situation, in die man sich hineinbegibt. Es ist nichts Natürliches, obwohl es natürlich auch natürlich passieren kann [...].“ (Frau T.)

„Dadurch, dass ich mit Gewalt zu tun habe: Lieber ‚ne Kindheit ohne Angst und Gewalt und ohne ‚vollständige‘ Vater-Mutter-Kind-Konstellation als ‚ne nach außen heile Familie, wo aber zu Hause Angst und Terror ist.“ (Frau J.)

Der „unvollständigen Familie“ gegenüber gestellt werden kann das Ideal einer sich kümmernden Großfamilie, wie es in den Interviews vor allem nicht-deutschstämmigen Familien zugeschrieben wird, so dass man hier von dem Ideal einer migrantisierten Großfamilie gegenüber einer „deutschen“ Kleinfamilie sprechen kann:

„Der hatte wirklich so ein Netz an Tanten, Onkel, Verwandten, der war auch natürlich im Sommer in der Türkei und wochenlang. Das ist für mich viel mehr Ressource als eine alleinerziehende deutsche Mutter, die eben aus Mannheim zugezogen ist mit ihrem Einzelsohn und hier kaum Kontakte hat.“ (Frau M.)

Es gibt immer wieder Hinweise in den Interviews, dass auch von Institutionenseite das Vertrauen in die Funktionsfähigkeit in vom Muster der Kleinfamilie abweichende Familienformen eingeschränkt ist. Dies geschieht beispielsweise bei der Einordnung familiärer Diversität durch Schulkollegen:

„Wir haben das nicht selten erlebt, dass uns KWG-Meldungen [Kindeswohlgefährdung, d. A.] erreicht haben aus den Institutionen, die die Lebensumstände von Familien betreffen, also das kann ‚ne Regenbogenfamilie sein, es kann z.B. auch ‚ne Patchworkfamilie sein, wo wir keine KWG gesehen haben. Wo man gemerkt hat, dass einzelne Mitarbeitende oder die Institution an sich mit ihrem Konzept und ihren Wertvorstellungen an ihre Grenzen kommen und damit dann vielleicht nichts anfangen können [...]. Es gibt durchaus Beratungslehrerinnen oder -lehrer an manchen Schulen, die einfach auch fragwürdige persönliche Ansichten haben und man da beobachten kann, dass z.B. häufiger mal Meldungen kommen über z.B. Familien mit ‚nem Migrationshintergrund oder so.“ (Frau C.)

Rund die Hälfte der Interviewten thematisiert ein ideales Aufwachsen von Kindern in einer größeren Gemeinschaft mit dem Topos des „afrikanischen Dorfes“. Für die Redewendung „Für das Aufwachsen benötigt ein Kind ein ganzes Dorf“ wird als Ursprung stets „ein afrikanisches“, manchmal ein „nigerianisches“ Sprichwort angegeben, ohne dass sich die tatsächliche Quelle dieser Redewendung nachvollziehen ließe. Hinter der Redewendung steht der Gedanke, dass Kinder in einem sozialen Gefüge aufwachsen, dass sie vielfältige Ansprechpersonen benötigen und dass die Arbeit des Großziehens von Kindern nicht nur auf den Schultern von einem oder zwei Eltern ruhen, sondern breit verteilt werden sollte:

„Also ideal [für das Aufwachsen, d. A.] ist meiner Meinung nach, wenn nicht nur die Eltern vor Ort sind, sondern auch ein soziales Netz. Das können die Großeltern sein, Tanten, Onkel, gute, also sehr gute Freunde, die man, wie gesagt, zur eigenen Familie dazu zählt. Es gibt ja diesen Spruch ‚Um ein Kind zu erziehen braucht man ein ganzes Dorf‘, den finde ich schon irgendwo gelingend. Und auch da finde ich wieder, man braucht keine Blutsverwandtschaft, aber man braucht, dass man die Belastung auf mehr Schultern setzen kann.“ (Frau Q.)

Dieses Bild vom „ganzen Dorf“ kontrastiert die Enge einer deutschen bürgerlichen Kleinfamilie, die sich aus Sicht eines Kindes nur mit den wenigen Beziehungen zu Vater, Mutter und ggf. Geschwistern auszeichnet:

„Also ich glaube, je mehr Leute drum rum sind, desto besser kann es potenziell werden. Auf der anderen Seite kann es aber auch massiven Druck ausüben. So die Idealvorstellung ist, wenn es mit dem Elter oder den Eltern nicht gut läuft, dann hat ein Kind immer noch Instanzen, wo’s dann hingehen kann. Also dass man dann irgendwie zur Nachbarsfamilie geht und da mal irgendwie einen Nachmittag abhängt, um sich wieder runterzufahren als Kind oder dass man zu Oma und Opa kann und da übernachten kann, wenn’s zu Hause gerade doof ist.“ (Frau J.)

Anders, als die häufige Bemühung der Redewendung des „afrikanischen Dorfes“ mit vielen Bezugspersonen für das Kind – verwandtschaftliche wie nicht-verwandtschaftliche – vielleicht vermuten ließe, wird von den interviewten Fachkräften erweiterte Verwandtschaft im konkreten Fall jedoch eher ambivalent für das Gelingen von „guter“ Familie eingeschätzt: Einerseits stellt Verwandtschaft eine große Ressource dar, insbesondere, wenn eine Familie mehrere Kinder hat, andererseits wird sie aber auch häufig mit „Druck“, wie im obigen Zitat, „sozialer Kontrolle“ und „Stress“ assoziiert. Besonders wird in diesem Spannungsbogen die Rolle der Großeltern thematisiert. Anders, als es die Bedeutung der Redewendung vom „afrikanischen Dorf“ nahelegt, werden Oma und Opa nicht allein als wichtige Ressource für Familien, sondern häufiger auch als ein Konfliktpotenzial thematisiert.

Besonders in der Rolle als Erziehende sind Großeltern seitens der Fachkräfte nicht immer erwünscht.

Das Bild vom „afrikanischen Dorf“, bei dem die Verantwortung für das Wohl des Kindes bei einer Gruppe von Menschen mit mehr oder weniger engen Beziehungen zum Kind liegt, wird von den Befragten erst dann eingebracht, wenn es darum geht, mögliche Defizite im Aufwachsen der Kinder zu verhindern bzw. auszugleichen. Die Vorstellung von der Verlagerung der Last der Fürsorge auf viele relativ nahestehende Personen scheint aus Sicht der Fachkräfte jedoch keine grundsätzliche Alternative zu einem familiären Aufwachsen in einer bürgerlichen Kernfamilie darzustellen. Dies zeigt sich daran, dass erst im Falle familiärer Versorgungsdefizite deutlich hervortreten, wird das Ideal eines kompensatorischen Netzwerks für die Kinder angesprochen, obwohl sich die ursprüngliche Redewendung eindeutig auf das kontinuierliche „Aufwachsen“ bzw. „Großziehen“ (je nach Formulierung) von Kindern von Anfang an und unabhängig von möglichen Mangelsituationen bezieht.

Die Fachkräfte thematisieren also einerseits die Bedeutung des Vorhandenseins zahlreicher enger Beziehungen beim Aufwachsen von Kindern als ideal, sehen diese im konkreten Beratungsfall dann aber vor allem als kompensatorische Beziehungen für die Eltern an, die ihren Aufgaben nicht nachkommen können. Auch die Entscheidung zur Verantwortungsübernahme ab der Geburt wird allein bei der oder den Person(en) gesehen, die Eltern werden (wollen), nicht etwa bei einer familialen bzw. verwandtschaftlichen oder gar befreundeten oder nachbarschaftlichen Gruppe. Die Last der Kindesfürsorge bereits bei der Geburt eines Kindes auf mehreren Schultern zu verteilen

und damit ein erweitertes Familienmodell generell als „normal“ oder wünschenswert anzusehen, scheint keine Option. Dazu passt, dass sich die gesetzlichen und sozialpolitischen Strukturen, an denen die interviewten Fachkräfte ihr professionelles Handeln ausrichten (müssen), bislang auch kaum dazu eignen, Eltern bei der Geburt eines Kindes die Verantwortung grundsätzlich breiter, d.h. auf mehr Personen verteilen zu lassen. Es bleibt abzuwarten, inwiefern die Entwicklungen mit dem Regierungswechsel im September 2021 mit der im Koalitionsvertrag festgeschriebenen Neugestaltung des Familienrechts hinsichtlich der Verantwortungsgemeinschaft hier Änderungen schon in der frühen Phase der Familiengründung bewirken werden, etwa wenn sich zwei Ein- elternfamilien zusammenschließen, um gemeinsam Kinder zu erziehen.

Leitlinien, an denen sich das professionelle Handeln der Fachkräfte orientiert und wie sie beispielsweise vom Nationalen Zentrum für Frühe Hilfen heraus gegeben werden, beinhalten ebenfalls Vorgaben für leitende Vorstellungen von „guter“ Familie, die sich auch auf das Verteilen der Sorge um Kinder beziehen können. Auch wenn solche Leitlinien vor allem zum Schutz von Kindern gedacht sind, prägen sie die Sicht auf die Idee eines größeren Netzwerks für Kinder:

„Als Fachkraft gibt es Leitlinien, die zu Gefährdungsaspekten von Kindern... [Auslassung] und wenn eine Familie mehr als fünf Kinder hat, die sehr nah beieinander sind, ist es ein Aspekt, den man mitberücksichtigen soll, dass das eventuell gefährdend sein könnte. Im Sinne von das überfordernd sein kann für Eltern, weil die ja nur sehr viel Betreuungsbedarf haben, wenn man alle neun Monate ein Kind bekommt. Weil die ja so nah beieinander sind.“ (Frau C.)

Für die ideale Kinderzahl scheint abermals die (deutsche) bürgerliche Kleinfamilie mit wenigen Kindern als Orientierungslinie zu gelten, da suggeriert wird, dass Kinderreichtum die Funktionsfähigkeit der Familie einschränken könne. Gerade in der, diesmal negativ bewerteten, Zuschreibung zu migrantisierten Familien wird diese Einstellung deutlich:

„Afrika, also als Stichwort für ‚ihr wisst jetzt schon, was gemeint ist‘, [unverständlich] oder mit Afghanistan. Pünktchen, Pünktchen, Pünktchen, und wir wissen, wovon wir reden. [...] Haben Leute viele Kinder? Natürlich finde ich das manchmal, wenn da viele Kinder sind und die Eltern sind überfordert, und dann kommt da noch ein Kind, dann denk ich auch ‚oh Mann, das macht’s doch auch alles nicht einfacher jetzt für euch‘. Trotzdem steht mir da keine moralische... steht mir nicht zu. Aber Klischees erlebe ich viel.“ (Frau J.)

Überaus deutlich wird in den Interviews der generelle Wunsch der Fachkräfte nach Strukturen, die angesichts des generellen Wandels von Familie die den Familien zugeschriebenen Aufgaben und Funktionen im Sinne eines „afrikanischen Dorfes“ übernehmen könnten. Eine Interviewte sieht Potenziale eines solchen „Dorfes“ in der Schule:

„Das sagt man ja in Afrika so schön: Ein Kind braucht ein ganzes Dorf, um groß zu werden. Ich finde, da ist was dran. Was hier natürlich viel auch die Schule leistet. Da ist ja nochmal so ein Charakter in der Grundschule von einem ‚Dorf‘.“ (Frau M.)

Auch wenn die Kleinfamilie als bestmöglicher Ort für das Heranwachsen von den Befragten angezweifelt wird, unterstützen sie die an Eltern gesellschaftlich gestellte Erwartung, die Förderung und Bildung der Kinder zu gewährleisten. Eng verbunden mit diesen Erwartungen ist die Debatte, ab welchem Alter der Besuch einer Krippe bzw. einer Kita sinnvoll ist. Etwa ein Drittel der in der vorliegenden Studie Befragten vertritt die Ansicht, dass ein Kitabesuch nicht vor Vollendung des ersten Lebensjahres vertretbar ist und äußert generell Zweifel an der Richtigkeit der Fremdbetreuung bei Krippenkindern:

„Ich bin froh, dass wir den Rechtsanspruch für Kinder ab eins haben. Versuche aber, das tunlichst hier zu vermeiden, unsere Kinder mit einem Jahr in die Kita zu geben. Ich bin davon überzeugt, dass die damit überfordert sind, dass sie dort nicht da Richtige kriegen. Unsere Krippen sind nicht so ausgestattet, dass Kinder da gut versorgt sind. Trotzdem gibt es natürlich Lebensumstände, wo Mütter oder Väter ihre Kinder ganz früh in Institutionen geben müssen. Ich bin auch froh, dass wir das haben, aber ich finde: Je später desto besser. Auch da finde ich, gibt’s eben keinen Idealzustand.“ (Frau A.)

Krippen- und Kitabetreuung erscheint in den Interviews häufig als eine „zweitbeste“ Lösung, obwohl viele Familien für ihre Existenz auf ein Doppелеinkommen angewiesen sind. Die Debatte um den „richtigen“ Beginn der institutionellen Betreuung von Säuglingen bzw. Kleinkindern ist bundesweit auch unter Fachleuten umstritten (vgl. auch Gerlach 2017; Diabaté et al. 2015: 11; Lück und Diabaté 2015; Lück et al. 2017). Die Skepsis eines frühen Krippen- oder Kita-Eintritts, aber auch der Schulganztagsbetreuung, ist für viele Fachkräfte verbunden mit Kritik an der Ausgestaltung der Einrichtungen, besonders bezüglich des Betreuungsschlüssels und der Räumlichkeiten. Diese Sicht, die sich teilweise auf Vergleiche mit „anderen Ländern stützt“, geht über in eine generelle Kritik an dem, was der deutsche Staat für eine „gute Kindheit“ insgesamt zur Verfügung stellt.

Prozesshaftigkeit und Grenzen der Reflektionsmöglichkeiten von Familienleitbildern

Die Analyse von Familienleitbildern bei Fachkräften bedeutet eine fortwährende Auseinandersetzung mit den eigenen Denkkategorien und Wertvorstellungen von „guter“ und „schlechter“, „richtiger“ und „falscher“ Familie, Elternschaft und Kindheit. Reflexionen über leitende Vorstellungen von Familie können auf unterschiedlichen Ebenen stattfinden bzw. angeleitet werden, sowohl als (stete) Selbstreflexion auf der individuellen Ebene als auch auf einer professionellen Ebene. Wie

die Reflexionen, die die Fachkräfte selbst vornehmen, zeigen, liegt die Wahrnehmung der eigenen Bewertungen dazu wie in Schichten übereinander: Zu manchen Familienleitbildern scheint es einen direkten Zugang zu geben, zu anderen erst nach einer längeren Reflexion.

Auch die Prozesshaftigkeit der Ausgestaltung von ansozialisierten und in der professionellen Tätigkeit erfahrenen Familienleitbildern wird an zahlreichen Passagen der Interviews deutlich. Für etwa die Hälfte der Befragten hat die professionelle Erfahrung mit höchst unterschiedlichen Eltern und ihren Lebenslagen nach eigenen Angaben eine Perspektivänderung auf „gute Elternschaft“ bewirkt: Gerade junge Eltern, die die am meisten genannten Voraussetzungen wie finanzielle und materielle Mindestausstattung sowie einen gewissen Grad an Reife nicht erfüllen (können), entwickelten sich aus dem Blick vieler Fachkräfte zu „guten“ Eltern im Sinne der zuvor definierten familialen Funktionen:

„Ich glaube, junge Mütter machen manchmal andere Sachen als ältere Mütter. Ich will gar nicht das bewerten, ob gut oder schlecht. Es ist eben anders und manchmal ist beides gut [...]“ (Frau A.)

Deutlich wird einmal mehr, dass nicht nur Sozialisation und Ausbildung bzw. Studium Leitbilder von Familie konturieren, sondern ebenso die konkreten Erfahrungen in der Arbeit für und mit Familien, die für einen Befragten vor allem durch einen hohen Grad an Diversität gekennzeichnet ist:

„Nach den dreizehn Jahren im ASD ist es tatsächlich so, dass ich mir darüber gar keine Gedanken mache. [...] Aber ,ne Konstruktion, dass das dürften Eltern sein oder könnten Eltern sein und das nicht, die hab' ich tatsächlich nicht, also die wär' fatal, auch in der Arbeit da so ,ne Konstruktion zu haben. Weil dafür ist das auch wieder zu divers, was wir erleben. Da würde ich jetzt drauf antworten: Das steht mir nicht zu, da ein Urteil zu fällen.“ (Herr R.)

Auch in im Zusammenhang mit der persönlichen Entwicklung von Familienleitbildern komme es in Bezug auf Familien mit Migrationshintergrund zu einer binären Unterscheidung von „wir“ und „die anderen“ einerseits und einer starken Wertung der „anderen“ im positiven wie negativen andererseits. Die interviewten Fachkräfte formulieren nicht nur Unterschiede hinsichtlich unterschiedlicher Auffassungen, sondern unterziehen ihre im Laufe der Berufserfahrung gemachten Beobachtungen laufend Bewertungen:

„Wie gehen Mütter in Afrika mit kranken Kindern um? Oder welche Werte und Normen gibt es dort? [...] Das ist ja unglaublich interessant. Man lernt unglaublich viel, weil man irgendwie denkt ,so einfach ist das‘.“ (Frau A.)

Eng verbunden mit der Ausgestaltung von Familienleitbildern als ein sich bei beratend tätigen Fachkräften über viele Jahre oder vermutlich eher Jahrzehnte erstreckender Prozess, ist die Möglichkeit, eigene Familienleitbilder zu reflektieren. Dass persönliche Familienleitbilder durch eigene biografische Erfahrungen in der Berufsausübung wirksam sein können, wird nicht nur in

der Ausbildung und im Studium, sondern insbesondere im Rahmen beraterischer Weiterbildungen gesehen und schlägt sich inzwischen in hohen Selbstreflexions- und Selbsterfahrungsanteilen nieder (Frank et al. 2015 nach Bauer und Weinhardt 2016: 177). Eine Abgrenzung in der Auseinandersetzung mit familiären Themen im „Alltagsgeschäft“ gelingt jedoch nicht immer und kann zur Matrize geraten, vor der eine Beurteilung anderer Familien vorgenommen wird. Dies dürfte vor allem auch damit zu tun haben, dass Familienleitbilder als Ausdruck eigener Erfahrungen mit Familie emotional besetzt sind bzw. aufgeladen werden, wie eingangs dargestellt (Cyprian 2003: 13):

„Also der Grund für mich, Mutter zu sein, liegt nicht darin, mir ‚ne Altersvorsorge zu erschaffen. Ich habe keine Absicht, sondern es ist was Bedingungsloses.“ (Frau R.)

Die Thematisierung des Nutzen für Menschen, Kinder zu bekommen und damit der Gedanke, auch eine „bedingungslose“ Eltern- bzw. Mutterschaft könne eine Form des Eigeninteresses sein, scheint in diesem Zitat der professionellen Reflexion entzogen, wie bei anderen potenziell affekt-assoziierten Themen in den Interviews vermischt sich auch in diesem Zitat die Sicht aus der Rolle eigener Elternschaft mit dem fachlichen Blick. Wiederum schwingt eine persönliche Orientierung am bürgerlichen Ideal von Familie mit.

Wonach in Bezug auf die eigene Familie gehandelt wird, stimmt nicht unbedingt mit den geäußerten leitenden Vorstellungen von Familie überein, also mit dem, was theoretisch als akzeptiert und möglich erachtet wird. Geschildert werden Situationen, die eine persönliche Betroffenheit im Zusammenhang mit der eigenen Biografie auslösen, in denen deutlich wird, dass der eigenen Familie unter Umständen mehr Ressourcen oder auch Kompetenzen zugeschrieben werden oder auch höhere Ansprüche an die Gestaltung der eigenen Familie gestellt werden. Während Frau A. beispielsweise mit Blick auf ihre professionelle Tätigkeit einerseits betont, dass auch junge Eltern „gute Eltern“ sein können, werden gleichzeitig private Befürchtungen bezüglich ihrer eigenen Familie deutlich, dass sich das eigene Kind möglicherweise als sehr junger Vater sein Leben verbauen könnte:

„Also mein Sohn wäre fast mit vierzehn Vater geworden, weil seine damalige Freundin [...], die war schwanger. Also ich hab‘ alles Mögliche in Bewegung gesetzt, denke aber, selbst wenn sie das Kind bekommen hätten, hätte es einen Weg gegeben. Davon bin ich überzeugt. Und auch einen guten Weg.“ (Frau A.)

Spekuliert werden kann, dass vor allem im professionellen Zusammenhang vom „afrikanischen Dorf“ geträumt wird, mit Blick auf die dargestellten Vorteile einer großen Sorgegemeinschaft. In Bezug auf das eigene familiäre Leben gibt es jedoch (noch) wenig Berührungspunkte bzw. auch Ablehnung mit einer so gestalteten Dörflichkeit. Denn diese würde in der Konsequenz bedeuten, ein Stück weit Kontrolle über die Gestaltung des eigenen familialen Lebens aus der Hand zu geben zu müssen.

Fazit

In der Ausgestaltung von familienbezogener Beratung werden vielfältige Vorstellungen von Familie deutlich, die mit der heuristischen Kategorie „Familienleitbilder“ analysiert werden können. Folgende fünf Muster sind dabei zusammenfassend deutlich geworden:

Zwar äußern die befragten Fachkräfte insgesamt eine große Offenheit gegenüber unterschiedlich gelebten Familienformen und -weisen. Eine Wertung von „guter Familie“ findet jedoch durchgehend vor dem Hintergrund des Ideals der bürgerlichen Kleinfamilie statt, selbst wenn explizit zunächst eine Abgrenzung diesem gegenüber vorgenommen wird.

Zweitens misst sich die „Qualität“ einer Familie fast ausschließlich am Wohlergehen des Kindes bzw. der Kinder, nicht an dem der familialen Gemeinschaft. Familie erscheint den in der Untersuchung befragten Fachkräften funktionstüchtig, wenn sie vor allem dem Anspruch nachkommt, die Bedürfnisse der (minderjährigen) Kinder in der Familie zu befriedigen.

Drittens kann eine starke Bestrebung im Handeln der Fachkräfte darin gesehen werden, bei wahrgenommenen Funktionsdefiziten die Orientierung an der bürgerlichen Kleinfamilie zu erweitern, damit die Verantwortung für das Aufziehen von Kindern von mehr Personen getragen wird. Für Familien in Not hinsichtlich der Erfüllung der Verantwortungsübernahme für Kinder ist aus Sicht der Befragten daher ein alternatives Netzwerk zur Kleinfamilie erstrebenswert, das jedoch nicht immer leicht zu finden ist. In der Hälfte der Interviews wird diese Alternative mit der, mutmaßlich aus Afrika stammenden Redewendung vom „ganzen Dorf“ thematisiert.

Gleichzeitig und viertens besteht jedoch eine große Skepsis gegenüber dem sich Einbringen durch Dritte außerhalb der Kernfamilie zur Versorgung der regelhaften familialen Bedürfnisse, sei es Verwandtschaft oder staatliche Institutionen. Die Unterstützung durch Großeltern beispielsweise wird gleichzeitig als Ressource und Konfliktpotenzial gewertet. Staatliche Betreuungs- bzw. Bildungseinrichtungen sind, je nach Alter und Bedürfnissen der Kinder, in den Augen der meisten Befragten nur bedingt geeignet, als alternatives regelhaftes Versorgungssystem zu fungieren.

Die Funktionsfähigkeit besonders von Familien mit Migrationshintergrund wird, fünftens, durch die Fachkräfte recht widersprüchlich eingeschätzt: einerseits kommt es zu Überhöhungen migrantisierter Topoi wie dem „afrikanischen Dorf“ oder der „Großfamilie in der Türkei“, andererseits werden Problemlagen und Überforderungen gerade Familien mit diesem Merkmal zugeschrieben. Vielleicht ist dieses extreme Changieren zwischen der Sicht auf Migrantenfamilien, „die es besser machen“ einerseits und „schwierigen Migrantenfamilien“ andererseits als ein spezifisches Kennzeichen beim Übergang zu einer postmigrantischen Gesellschaft zu sehen: Seit der Anwerbung sogenannter Gastarbeiter*innen in den 1960er und 1970er Jahren herrscht eine recht stereotype negative Sicht auf Migration vor, die inzwischen an der komplexen Diversität, Heteroge-

nität und Individualität von Lebensläufen Zugewanderter scheitern muss und mutmaßlich daher mit Überhöhung einhergeht. Eine als „Normalität“ vorgenommene Wertung von Migration ist noch nicht selbstverständlich.

Wollte man die häufige Rede in den Interviews von einem alternativen bzw. ergänzenden Netzwerk im Sinne eines „ganzen Dorfes“, das sich um das Aufwachsen von Kindern aller Familien im Quartier kümmert, konsequent weiter denken, könnte überlegt werden, welche Möglichkeiten bestünden, eine Großwohnsiedlung wie die eingangs vorgestellte Lenzsiedlung tatsächlich in Richtung eines „afrikanisches Dorfes“ im Spannungsfeld zwischen Privatheit und Kindeswohl zu gestalten. Oder sind mit den eng beieinanderstehenden Hochhäusern – die äußerlich auch an ein „vertikales Dorf“ im Sinne Le Corbusiers (Liehr 2013) erinnern können – mit ihren Grünflächen und Spielplätzen bereits Ansätze eines „afrikanischen Dorfes“ vorhanden, so dass entsprechende Funktionen zumindest in Ansätzen übernommen werden könnten?

Sowohl die Fachkräfte, die nah an der Siedlung arbeiten, als auch weitere Forschungsarbeiten im POMIKU-Projekt betonen immer wieder die sich daraus ergebende hohe soziale Kohäsion in der Nachbarschaft (Lölsdorf 2022), die zumindest einen Teil der Siedlung kennzeichnet und sich durchaus bereits am Leitbild eines Dorfes im Sinne des „afrikanischen Sprichworts“ orientiert. Bislang unveröffentlichte Daten des POMIKU-Projekts zeigen eine breite Palette an Unterstützungsleistungen innerhalb der Nachbarschaft, die sich informell vor allem zu einem aus räumlicher Nähe, also beispielsweise dem gemeinsamen Leben auf einer Etage oder in einem Block, ergeben oder zum anderen aus ähnlichen Lebenslagen wie Elternschaft minderjähriger Kinder. Eine gewisse Relevanz für die Vernetzung scheinen dabei auch institutionalisierte (Beratungs-) Angebote direkt vor Ort und im Sozialraum zu haben, z.B. durch das nahegelegene Bürgerhaus, den offenen Lenz-Treff und die Kinder- und Jugendarbeit.

Legt man dem Familienleitbild „ganzes Dorf“ die Anforderung zugrunde, dass zahlreiche Beziehungen für ein Kind vorhanden sein sollten, dass quasi immer jemand ansprechbar ist, ließe sich diese Funktion sicherlich auf einige Familien im Quartier, die sich über Jahre u. a. bei der Kinderbetreuung unterstützen, übertragen. Solche Netzwerke beruhen bislang auf einzelnen persönlichen Initiativen. Sie können nicht als Regel gelten und entstehen nicht nach einem allgemein akzeptierten Konsens der allgemeinen Bewohnerschaft. Gleichwohl könnten die Strukturen und Erfahrungen der gegenseitigen Unterstützung in diesen Netzwerken als wertvolle Best-Practice-

Beispiele gesehen werden, die helfen, die räumliche Nähe in der Siedlung als Potenzial weiter zu erschließen und die sich aus solchen Beziehungen ergebenden Ressourcen weiter auszubauen, zu fördern und zu bewerben.

Abschließend kann festgehalten werden, dass eine Beschäftigung mit Familienleitbildern nicht nur für die interviewten Fachkräfte, sondern auch für die beobachtenden und analysierenden Wissenschaftler*innen eine Auseinandersetzung mit eigenen Denkkategorien und Wertvorstellungen von „guter“ und „schlechter“, „richtiger“ und „falscher“ Familie, Elternschaft und Kindheit mit sich bringt. Deutlich geworden ist auch, dass Familienleitbilder von allen an der Teilstudie Beteiligten individuell höchst unterschiedlich empfunden werden und affektiv aufgeladen sind. Manche leitende Vorstellungen wiederum sind einer bewussten Auseinandersetzung gar nicht zugänglich. Unabhängig vom Grad der Wahrnehmungsmöglichkeiten sind Vorstellungen und Reflektionen von „guter“, von „richtiger“ Familie als Referenzrahmen jedoch notwendig und damit leitend für Beraterisches Handeln mit Bezug auf familiäres Zusammenleben. Der mögliche Einfluss von Familienleitbildern in der Beratungssituation sollte daher stets mitgedacht und berücksichtigt werden, zum Beispiel durch ausreichend zeitliche wie finanzielle Ressourcen für Intervention und Supervision. Nicht zuletzt in der Aus- und Weiterbildung von Fachkräften kann eine Verantwortung für eine ausreichende Anleitung zur Reflexion eigener Familienleitbilder einhergehend mit einem Ausbau interkultureller Kompetenz gesehen werden.

Danksagung

Danke an Nora Zimmer für ihre Zuarbeit bei den Codierungen und Transkripten sowie einer kritischen Durchsicht des Beitrags.

Literatur

Bauer, Petra, und Marc Weinhardt (2016) Familienbilder in der psychosozialen Beratung. Familienbezogene Orientierungen in frühen Phasen beraterischen Kompetenzerwerbs. In: dies. (Hg.) Professionalisierungs- und Kompetenzentwicklungsprozesse in der sozialpädagogischen Beratung. Hohengehren: Schneider Verlag, S. 166-180.

Bauer, Petra, und Christine Wiezorek (2017) Familienbilder zwischen Kontinuität und Wandel. Einleitende Bemerkungen. In: dies. (Hg.) Familienbilder zwischen Kontinuität und Wandel. Analysen zur (sozial-) pädagogischen Bezugnahme auf Familie. Weinheim, Basel: Beltz Juventa, S. 7-23.

Bauer, Petra, Sascha Neumann, Stephan Sting, Hannes Ummel und Christine Wiezorek (2015) Familienbilder und Bilder „guter“ Elternschaft. Zur Bedeutung eines konstitutiven, aber vernachlässigten Moments pädagogischer Professionalität. In: Susann Fegter et al. (Hg.) neue praxis. Zeitschrift für Sozialarbeit, Sozialpädagogik und Sozialpolitik. Sonderheft 12: Neue Aufmerksamkeiten für Familie. Diskurse, Bilder und Adressierungen in der Sozialen Arbeit, S. 25-37.

BMFSFJ(2021):Neunter Familienbericht. Elternsein in Deutschland – Ansprüche, Anforderungen und Angebote bei wachsender Vielfalt. <https://www.bmfsfj.de/resource/blob/179392/195baf88f8c3ac7134347d2e19f1cdc0/neunter-familienbericht-bundestagsdrucksache-data.pdf> (abgerufen am 10.06.2022).

Broden, Anne, und Paul Mecheril (2007) Migrationsgesellschaftliche Re-Präsentationen. Eine Einführung. In: dies. (Hg.) Re-Präsentationen Dynamiken der Migrationsgesellschaft. Düsseldorf: DA-NRW, S. 7-28.

Broden, Anne, und Paul Mecheril (Hg.) (2007) Re-Präsentationen. Dynamiken der Migrationsgesellschaft. Düsseldorf: DA-NRW.

Cyprian, Gudrun (2003) Familienbilder als Forschungsthema. In: dies. und M. Heimbach-Steins (Hg.) Familienbilder. Interdisziplinäre Sondierungen. Opladen: Leske & Budrich, S. 9-19.

Diabaté, Sabine, Kerstin Ruckdeschel und Norbert F. Schneider (2015) Leitbilder als „missing link“ der Familienforschung: Eine Einführung. In: Norbert F. Schneider, Sabine Diabaté und Kerstin Ruckdeschel (Hg.) Familienleitbilder in Deutschland. Kulturelle Vorstellungen zu Partnerschaft, Elternschaft und Familienleben. Opladen, Berlin, Toronto: Verlag Barbara Budrich, S. 11-17.

Euteneuer, Matthias, und Uwe Uhlendorff (2014) Familie und Familienalltag als Bildungsherausforderung. Ein theoretisches Modell zur empirischen Untersuchung familienkonzeptbezogener Lern- und Bildungsprozesse. Zeitschrift für Erziehungswissenschaft 17(4): 723-742.

Fachamt Jugend- und Familienhilfe Eimsbüttel (Hg.) (2012) Nutzung der sozialen Infrastruktur. Eine exemplarische Untersuchung in zwei Hamburger Stadtteilen (Lenssiedlung und Schnelsen-Süd). Hamburg.

Fegter, Susann, Fabian Kessl, Antje Langer, Marion Ott, Daniela Rothe, Daniel Wrana (2015) Erziehungswissenschaftliche Diskursforschung. Theorien, Methoden, Gegenstandskonstruktionen In: dies. (Hg.) Erziehungswissenschaftliche Diskursforschung. Wiesbaden: Springer VS, S. 9-55.

Flick, Uwe (2014) Stationen des qualitativen Forschungsprozesses. In: Uwe Flick, Ernest von Kardorff, Heiner Keupp, Lutz von Rosenstiel und Stephan Wolff (Hg.) Handbuch qualitativer Sozialforschung. Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen. Weinheim, S. 147-173.

Foroutan, Naika, Coşkun Canan, Benjamin Schwarze, Steffen Beigang, Sina Arnold und Dorina Kalkum (2014) Hamburg postmigrantisch. Einstellungen der Hamburger Bevölkerung zu Musliminnen und Muslimen in Deutschland. Berlin: Berliner Institut für empirische Integrations- und Migrationsforschung. <https://www.projekte.hu-berlin.de/de/junited/studie-hamburg-postmigrantisch-2014> (abgerufen am 08.09.2022).

Geißler, Karlheinz A., und Marianne Hege (2007) Konzepte sozialpädagogischen Handelns: Ein Leitfaden für soziale Berufe (Edition Sozial) (11. Aufl.) Weinheim und Basel: Beltz.

Gerlach, Irene (2017) Elternschaft und Elternpflichten im Spannungsfeld zwischen Leitbildern und Alltag. In: dies. (Hg.) Elternschaft. Zwischen Autonomie und Unterstützung. Wiesbaden: Springer VS, S. 21-74.

Gestrich, Andreas (2003) Neuzeit. In: Andreas Gestrich, Jens-Uwe Krause und Michael Mitterauer (Hg.) Geschichte der Familie. Stuttgart: Kröner, S. 364-405.

Helfferich, Cornelia (2014) Leitfaden- und Experteninterviews. In: Nina Baur und Jörg Blasius (Hg.) Handbuch empirischer Sozialforschung. Wiesbaden: Springer VS, S. 669-687.

John, René (2009) Positive Werteerwartung als Problem qualitativer Sozialforschung. *Vita rustica & Vita urbana* 3: http://opus.uni-hohenheim.de/volltexte/2011/615/pdf/Vita_3n.pdf (abgerufen am 10.06.2022).

Kleining, Gerhard (1995) Methodologie und Geschichte qualitativer Sozialforschung. In: Uwe Flick, Ernest von Kardorff, Heiner Keupp, Lutz von Rosenstiel und Stephan Wolff (Hg.) Handbuch qualitativer Sozialforschung. Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen. Weinheim: Beltz/PVU, S. 11-22.

Koppetsch, Cornelia (2013) Wiederkehr des bürgerlichen Familienmodells? Die Zukunft der Geschlechter in der Klassengesellschaft von morgen. In: Dorothea Krüger, Holger Herma und Anja Schierbaum (Hg.) Familie(n) heute. Entwicklungen, Kontroversen, Prognose. Weinheim und Basel: Beltz Juventa, S. 360-377.

Lamnek, Siegfried, und Claudia Krell (2016) Qualitative Sozialforschung. Weinheim und Basel: Beltz.

Liehr, Günter (2013) Marseille. Rotpunktverlag Zürich.

Lölsdorf, Diana (2022) Vom „Ghetto“ zum beliebten Wohnviertel – Quartiersentwicklung in einer Großwohnsiedlung in Hamburg Eimsbüttel. Vortrag auf der 6. Internationalen Tagung Soziale Arbeit und Stadtentwicklung „Visionen städtischer Entwicklung. Zwischen Idealisierung, Praxis und Materialisierung“, 23./24.06.2022. Unveröffentlichtes Manuskript, HAW Hamburg.

Lück, Detlev, und Sabine Diabaté (2015) Familienleitbilder. Ein theoretisches Konzept. In: Norbert F. Schneider, Sabine Diabaté und Kerstin Ruckdeschel (Hg.) Familienleitbilder in Deutschland. Kulturelle Vorstellungen zu Partnerschaft, Elternschaft und Familienleben. Opladen, Berlin, Toronto: Verlag Barbara Budrich – (Beiträge zur Bevölkerungswissenschaft, 48), S. 19-28.

Lück, Detlev, Sabine Diabaté und Kerstin Ruckdeschel (2017) Cultural conceptions of family as inhibitors of change in family lives: The ‚Leitbild‘ approach. In: Vida Česnuitytė, Detlev Lück und Eric D. Widmer (Hg.) Family continuity and change. Contemporary European perspectives. London: Palgrave Macmillan, S. 61-86.

Lüscher, Kurt (1997) Familienrhetorik, Familienwirklichkeit und Familienforschung. In: Laslo A. Vaskovics (Hg.) Familienleitbilder und Familienrealitäten. Opladen: Leske + Budrich, S. 50-67.

Nave-Herz, Rosemarie (2014) Familiensoziologie. Ein Lehr- und Studienbuch. Berlin: De Gruyter Oldenbourg.

Oelkers, Nina, und Martina Richter (2009) Re-Familialisierung im Kontext post-wohlfahrtsstaatlicher Transformationsprozesse und Konsequenzen für die Soziale Arbeit. *Kurswechsel* 3/2009, S. 35-46.

- Oelkers, Nina, und Martina Richter (2010) Die post-wohlfahrtsstaatliche Neuordnung des Familialen. In: Karin Böllert und Nina Oelkers (Hg.) *Frauenpolitik in Familienhand? Neue Verhältnisse in Konkurrenz, Autonomie oder Kooperation*. Wiesbaden: Springer VS, S. 15-23.
- Peuckert, Rüdiger (2019) Pluralisierung der Lebensformen. In: ders. (Hg.) *Familienformen im sozialen Wandel*. Wiesbaden: Springer VS, S. 133-145.
- Schneider, Norbert F., Sabine Diabaté und Kerstin Ruckdeschel (Hg.) (2015) *Familienleitbilder in Deutschland. Kulturelle Vorstellungen zu Partnerschaft, Elternschaft und Familienleben*. Opladen, Berlin, Toronto: Verlag Barbara Budrich.
- Schneider, Norbert F., und Sabine Diabaté (2020) Familienleitbilder. In: Jutta Ecarius und A. Schierbaum (Hg.) *Handbuch Familie*. Wiesbaden: Springer VS, S. 345-379.
- Stelzig, Sabina, und Katja Weidtmann (2023) Familie in der postmigrantischen Gesellschaft. Einstellungen zum Familienleben in einer Großwohnsiedlung. In: Astrid Wonneberger, Sabina Stelzig, Diana Lölsdorf, Katja Weidtmann (Hg.) *Werte und Wertewandel in der postmigrantischen Gesellschaft*. Springer VS, Wiesbaden, S. 145-186.
- Statistikamt Nord (2020) *Sozialdaten des statistischen Gebiets 39010 (unveröffentlichte Daten)*. Hamburg.
- Sudman, Seymour, Norman Bradburn und Norbert Schwarz (1995) Thinking About Answers: The Application of Cognitive Processes to Survey Methodology. *Contemporary Psychology: APA Review of Books*, 1997, Vol 42(7), S. 652-652.
- Wahl, Klaus (1997) Familienbilder und Familienrealitäten. In: L. Böhnisch und K. Lenz (Hg.) *Familien. Eine interdisziplinäre Einführung*. Weinheim und München: Juventa Verlag, S. 99-112.
- Wonneberger, Astrid, Diana Lölsdorf, Katja Weidtmann und Sabina Stelzig (2021) Der lange Schatten der Lenzsiedlung. Strategien zum Umgang mit Stigmatisierung in einer Großwohnsiedlung. *standpunkt : sozial, Identitäten in der Migrationsgesellschaft* (2021/3), S. 37-54.
- Wonneberger, Astrid, und Sabina Stelzig-Willutzki (2018) Familie. In: Astrid Wonneberger, Katja Weidtmann und Sabina Stelzig-Willutzki (Hg.) *Familienwissenschaft. Grundlagen und Überblick*. Wiesbaden: Springer VS, S. 489-511.

Die Autorin

Dr. Sabina Stelzig promovierte nach ihrem Abschluss in Soziologie über das Thema Frauenmigration und war an der Universität Hamburg und am Hamburgischen Weltwirtschaftsinstitut (HWWI) als wissenschaftliche Mitarbeiterin in Forschung und Lehre in den Bereichen Familie sowie Migration tätig. Ab 2012 war sie am Aufbau des Masters Angewandte Familienwissenschaften an der HAW Hamburg beteiligt und lehrt dort sowie im Bachelor-Studiengang Soziale Arbeit Soziologie und empirische Methoden. Von 2018 bis 2022 forschte sie im Rahmen des BMBF-Projekts POMI-KU zu „postmigrantischen Familienkulturen“.

 sabina.stelzig-willutzki@haw-hamburg.de